

Keine Sehnsucht nach der Mosel

Ein deutscher Winzer versucht in Burma Wein anzubauen und sich dabei mit der Militärdiktatur zu arrangieren. Kann das gutgehen? Die Geschichte eines Traums am Rand des Albtraums.

Von Lottemi Doormann

Als Hans-Eduard Leiendecker, ein bodenständiger Winzer aus Bernkastel an der Mosel, im September 2006 zum ersten Mal nach Burma reiste, war es nicht der goldenen Pagoden und legendären Heiligtümer wegen. Ins Land lockte den vielfach prämierten Weinbauer, geschieden, drei erwachsene Kinder, eine neue Aufgabe, eine fast verrückt anmutende Herausforderung: Weinbau in den Tropen.

Eine schmale asphaltierte Straße windet sich durch bunt geflecktes Hügelland hinauf zum Aythaya Vineyard im südwestlichen Shan-Gebiet. Altertümliche Ochsenkarren und aneinander gehängte Gespanne, von weißen Zeburindern gezogen, trotten am ausgefransten Straßenrand entlang, unterwegs zu winzigen Feldern an den Hängen. Manchmal ist ein Militärkonvoi nur schwer zu überholen. Auf den maroden Landstraßen geht es nur langsam voran. Doch der Weg lohnt sich.

Die Restaurantterrasse des Aythaya Vineyard ist ein schöner schattiger Platz mit Blick auf die langen Reihen der Rebpfanzen. Ein Weingut im tropischen Burma, in einem von Militärs beherrschten Land – wer kommt auf eine solche Idee? Leiendecker, lässig in Jeans, kurzärmeligem Hemd und Sandalen, kennt die Frage schon. Es sei der Traum des Unternehmers Bert Morsbach gewesen, dem Regime zum Trotz, sagt er. Der heute dreundsiebzigjährige Morsbach lebt seit Jahrzehnten in Asien. Der gelernte Bergbauingenieur hat in Laos für die Weltbank gearbeitet, in Thailand eine Firma für Surfbretter betrieben und in Burma biologischen Basmati-Reis angebaut. Jetzt leitet er das

Hauptstadtbüro des Aythaya Vineyard in Yangon. Es nütze ja den Menschen im Lande nicht, wenn man wegbleibe, anstatt an Ort und Stelle etwas zu tun, meint auch Leiendecker.

Morsbachs erster Weinversuch scheiterte 1998. Doch er gab nicht auf. Nördlich des Inle-Sees, nicht weit von der Shan-Hauptstadt Taunggyi entfernt, pachtete er fünfzehn Hektar Land auf tausenddreihundert Meter Höhe. Morsbach experimentierte mit importierten Rebstöcken und ließ zwei Weinberater aus Deutschland einfliegen. Die ersten Jahrgänge waren ungenießbar. Erst 2004 gelang eine verkaufbare Produktion von zwanzigtausend Flaschen. Als die beiden Berater vor den Problemen des Anbaus in der Abgeschlossenheit des Landes kapitulierten, schaltete Morsbach eine Anzeige in einem deutschen Fachblatt. So fand er den diplomierten Weinbauer Leiendecker, seinen Produktionsdirektor. Er habe sich sofort in das Land verliebt, sagt der Mann von der Mosel, vor allem die Freundlichkeit der Menschen habe ihn beeindruckt. Im Januar 2007 zog Leiendecker um, von Bernkastel nach Burma.

Unerforscht war, welche Rebsorten im feuchtheißen Klima überhaupt gedeihen. Chardonnay, Merlot, Riesling, Müller-Thurgau oder die Pinots – alles hat er ausprobiert. Sie brachten zwar Blätter und Triebe, aber kaum Früchte. Von den fünfzehntausend Rebsorten weltweit lasse sich höchstens ein Dutzend in den Tropen anbauen, meint Leiendecker. „Wir haben bisher nur einen Wein, der wirklich klasse

ist, das ist der Sauvignon Blanc, unser Renner. Der braucht den Vergleich mit guten Jahrgängen aus Chile oder Australien nicht zu scheuen.“

Aythaya Vineyard ist eine Aktiengesellschaft mit ausschließlich ausländischen Aktionären, gut situierten Freunden von Bert Morsbach und Weinliebhabern, die in das abenteuerliche Unternehmen mehr als eineinhalb Millionen Dollar investiert haben. Die Firma beschäftigt siebzig Einheimische, etwa zehn Hektar sind in Bewirtschaftung. Dort machen mehr als vierzig Leute alles von Hand, was in Deutschland drei Arbeiter mit Maschinen schaffen. Umstellen will man aber nicht. Maschinen müsste man sehr teuer importieren, und wenn sie kaputt gingen, bekäme man niemanden, der sie reparieren könne. Also bleibe man lieber bei der Handarbeit und sichere damit vielen Burmesen und ihren Familien ein Einkommen. „Wir haben hier ja nicht nur geschäftliche Interessen, sondern auch eine soziale Verantwortung“, sagte der Direktor.

Eine Arbeit zu haben ist für die Menschen in Burma das Wichtigste. Zwar erhalten die ungelerten Arbeiter von Aythaya Vineyard nur einen geringen Lohn, im Schnitt zwei Dollar am Tag. Doch die Firma hält sich zugute, dass sie einen sicheren Arbeitsplatz bietet und ein hier ungewöhnliches Sozialsystem eingeführt hat; zum Beispiel ein Schlechtwettergeld in der Regenzeit, wenn man nicht auf den Feldern arbeiten kann. Sie zahlt einen halbjährigen Schwangerschaftsurlaub und alle Krankheitskosten. In Burma gibt es keine Versicherung, und kaum jemand hat das Geld, einen Arzt zu bezahlen. Besonders auf dem Lande sterben die Menschen an Kleinigkeiten, weil es keinerlei ärztliche Versorgung gibt. Morsbach unterstützt zusammen mit seinen Freunden auch Waisenhäuser. „Wir arbeiten daran, den Waisenkindern künftig auch eine Berufsausbildung zu garantieren, damit sie nicht mit achtzehn arbeitslos auf der Straße stehen“, sagt Leiendecker. Dass die Militärregierung solche sozialen Projekte heute überhaupt zulasse, sei ein Zeichen der Öffnung.

Andererseits ist der Alltag geprägt von den strengen Gesetzen der Diktatur. Einheimische dürfen etwa nicht bei ihren Verwandten oder Freunden übernachten. Menschenansammlungen von mehr als fünf Personen auf öffentlichen Plätzen sind verboten. Nach Leiendeckers Erfahrung hält sich die Bevölkerung aber nicht

